Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island Nebr., Donnerstag, den 28. März 1918

Ein Besuch.

Von H. von Beaulieu.

Durch die nordwestliche Ebene flog der Schnellzug, vorbei an goldgesprenkelten Wiesen, auf denen noch hier und da blaue Wasserstreifen winterlicher Ueberschwemmungen standen, vorbei an Gehölzen von Tannen und lichtgrünen Birken, an den roten Dächern und plumpen Kirchlein von Dörfern und an kleinen, freundlichen, arbeitsamen Städten. Nach blühten einige Pflaumenbäume, und die Apfelbäume standen weiß und rosig überhaucht wie junge Mädchen in Ballkleidern. Ueberall, in Holz und Wiesen, sah man wandernde, spielende, Blumen suchende Kinder; am Bahndamm stellten sie sich auf, schwenkten Sträuße von Schlüsselblumen und riefen hurra, um ihrer zur Frühlingsfreude Luft zu machen.

Die Passagiere des Zuges sahen manchmal hinaus in die weite, lichte Landschaft; die älteren mit nachdenklicher Ergriffenheit, in der die Erinnerung an andere Frühlinge vibrierte, die jüngeren mit einer frohen Ungeduld, einem leisen Jubel im Blut, verwandt dem Lebensübermut der winkenden, jauchzenden Kinder.

In eine Wagenecke gedrückt saß ein kleines, schmächtiges Fräulein. Daß sie ein Fräulein war, konnte man gleich sehen. Aber die eleganten Damen, die mit im Coupé saßen, gaben sich wohl kaum die Mühe, darüber zu spekulieren. Höchstens daß sie mit flüchtigem Lächeln die kleinstädtische Dürftigkeit ihrer Kleidung streiften.

Physiognomie und Bewegungen, alles an der Fremden drückte eine weltfremde Aengstlichkeit aus. Das nicht mehr junge Gesicht war nicht verbraucht, aber verblaßt wie die Züge von Menschen, an denen das Leben ereignislos vorüberfließt.

Meist saß sie dem Fenster zugewandt und sah in den Frühling hinaus, diesen in kühlem Silberlicht zerflossenen norddeutschen Frühling mit stillen, träumerischen Augen. Manchmal auch trat in ihren Blick das intensive Leuchten einer großen Erwartung, dann wieder ein Ausdruck von Angst vor dem Fremden, Ungeheuerlichen, das sie vorhatte.

Einzelne Gruppen hoher Mietskasernen, vorgeschobene Posten der großen Stadt, erschienen im Feld. Dann ganze Straßenzüge, dicht am Bahnkörper. Man sah in Küchen hinein, wo Mägde hantierten, man sah Bettstücke aus offenen Fenstern herausliegen; junge Mädchen in hellen Blusen auf Balkons. Dann sah man auf baumbepflanzte, verkehrsreiche Plätze, einen Park in lichtem Frühlingsgrün mit Equipagen, Radlern und Spaziergängern.

Die eleganten Damen im Coupé zupften ihre Haare zurecht, setzten köstliche Federhüte auf und nahmen ihre Taschen aus dem Netz. Das weltfremde Fräulein suchte mit verstörter Miene nach ihrem Billett, das sie wie alle ungewandten Reisenden zu gut weggesteckt hatte, und wagte gar nicht, sich wieder hinzusetzen, aus Angst, den richtigen Bahnhof zu versäumen.

Der große Moment kam. — Dem Zug der Reisenden folgend, stieg sie die Treppe hinunter. Unten im Vestibül sagten ein paar Kofferträger einander Grobheiten, und draußen zankten sich zwei Droschkenkutscher.

Schaudernd drückte das kleine Fräulein sich vorbei. Großer Gott, wie streitsüchtig die Leute waren! Und nun sollte sie in die Straßen hinein, die so voll von Menschen waren!

Sie fragte jemand nach dem Weg — keinen Schutzmann; denn vor denen hatte sie Angst — und bekam einen flüchtigen Bescheid, den sie nicht verstand.

Wieder folgte sie dem Menschenstrom. Sie kam über eine Brücke, unter der ein in der Frühlingssonne heiter blinkendes Wasser floß. Das war ja ganz richtig. Nur weiter.

Zu Hause hatte sie sich den Weg auf dem Plan ausgesucht und dem Gedächtnis genau eingeprägt. Nur in Wirklichkeit sah alles so anders aus. Die Straßennamen wollten nicht stimmen. Und diese Menschen, die einen drängten und stießen und gar keine Zeit hatten für ein verlorenes kleines Fräulein!

Und die Straßenübergänge! Lange stand sie zaudernd, und als sie sich todesmutig in den Wagen- und Menschenstrom stürzte, war es natürlich im unrechten Augenblick, und nur die rasch zugreifende Hand eines Schutzmanns rettete sie vorm Ueberfahrenwerden und brachte sie auf die andere Seite.

Da stand sie, an allen Gliedern bebend, unfähig, sich solchen Aengsten zum zweitenmal auszusetzen. Eine des Wegs kommende leere Droschke wurde ihre Rettung. Der Kutscher, der in der rastlos Dastehenden wohl die Fremde erkannte, machte eine einladende Bewegung, und sie stieg ein und ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Sitz fallen.

„Wohin denn, Madameken?", fragte der Kutscher mit jovialer Miene.

„Zur Kunstausstellung", sagte sie errötend.

Sie hätte wahrhaftig vor Aufregung ganz vergessen, ein Ziel zu nennen.

In lustigem Trab ging es durch Straßen, über Plätze, an vielen, vielen Denkmälern vorbei, bis sie vor einem von hohen Fahnenstangen überragten Eisengittertor hielten.

Sie nahm Billett und Katalog und ging, wo die übrigen Menschen gingen.

Aber sie wollte etwas ganz anders als die andern Menschen.

Die Atmosphäre der Räume, diese spezifische Kunstausstellungsatmosphäre — Staub, Firnis, Menschen, Parfüms — beklemmte ihr die Brust — oder war es nur die immer wachsende Aufregung? Die Bilder in den Sälen verschwammen vor ihren Blicken als Farbenflecke ohne Sinn.

Sie suchte nur ein Bild und einen Namen.

Sie kannte es aus Zeitungsbesprechungen. Als sie es wirklich sah, fuhr die Erregung ihr so in die Knie, daß sie sich setzen mußte.

Das war sein Bild.

Das Bild, durch das er berühmt geworden: die reife Ernte schwer durchrungener Jahre.

Und „Ernte" hieß es.

Es war ein großes Triptychon. Die Ernte des Lebens und des Todes stellten die beiden Seiten dar. Das Mittelbild zeigte Burschen und Mädchen beim Aufladen von Garben in einer sonnenwarmen Augustlandschaft. Es war glühendes Leben in dem Bild, nicht, weil es in das Gold der späten Nachmittagssonne getaucht war, sondern weil ein starker Lebenswille herausleuchtete, der Wille des Künstlers, den er seinen Geschöpfen eingehaucht. Ein großer, naturgewaltiger Rhythmus lag in den Bewegungen dieser jungen, kräftigen Menschen, die bei der ursprünglichsten und ehrwürdigsten Arbeit des Lebens beschäftigt, beinah eins schienen mit der Natur; ein junger Mann im Vordergrund schwang sein Garbenbündel hinauf mit einer so kühnen, triumphierenden Bewegung, daß in ihm der Sohn der Natur zum Sieger der Natur erhöht war.

„Die meisten Bilder riechen nach Oelfarbe, dieses riecht nach reifem Korn und gesunder, heißer Jugend", sagte jemand neben der im Schauen Versunkenen.

Verstohlen blickte sie auf. Zwei Herren unterhielten sich miteinander über das Bild.

„Ja, und dabei ist es, rein technisch betrachtet, zugleich die bestgemalte Leinwand hier", sagte der andere.

„Ohne Zweifel. Und doch halte ich das für das Höchste: wenn man von dem, was ein Bild ausdrückt, so gepackt wird, daß man darüber fast vergißt, wie gut es gemalt ist."

„Ja, er ist einer von unsern Großen. Und doch hat es Jahre gedauert, bis er sich durchgerungen hat. Er hat es auch äußerlich schwer gehabt — enge Verhältnisse, allerlei Widerwärtigkeiten. Vor etwa zehn Jahren war er einmal verlobt mit einer Dorfpastorentochter, so ziemlich das Dümmste, was ein aufstrebender junger Mensch in seinen Verhältnissen tun konnte. Eine unvernünftige Heirat hat schon manches junge Talent gelähmt. Gottlob ist er noch wieder losgekommen."

„Ja, das war gewiß gut — auch für seine sozialen Erfolge", lächelte der andere. „Berühmtheit ist ein Kompositum, die Folge von allen möglichen Einflüssen."

Und dann sprachen sie wieder von den Qualitäten des Bildes, in technischen Ausdrücken, die die Lauscherin nicht verstand. Aber sie verstand, daß es Lob und Bewunderung war, und deshalb erfüllte jedes Wort sie mit hoher Genugtuung.

Andere Leute traten dazwischen. Es standen immer eine Menge Bewunderer vor dem Bild.

— „Große Kunst" — „Tiefe Lebensauffassung" — „Eminentes Können" und ähnliche Ausdrücke schlugen an das Ohr der Lauschenden.

Niemand beachtete die schmächtige kleinstädtisch aussehende Person, außer wenn jemand wartete, daß der Sessel endlich frei würde.

Aber sie stand nicht auf. Zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben nahm sie andern Leuten den Platz weg. Sie wußte es gar nicht, aber es würde sie auch nicht berührt haben.

Denn sie war versunken in das Bild, sein Bild. Und ihre Ohren tranken sein Lob, ihre Seele berauschte sich an seinem Ruhm. Sonst sah und hörte sie nichts.

Sie war nicht mehr allein und fremd und beängstigt in dieser kleiderraschelnden, lorgnettierenden und schwatzenden Menge.

Sie war keine Fremde hier. Die andern waren Fremde, Unberechtigte. Sie hatte ein heiliges Recht an diesem Bild, denn sie hatte ein Lebensglück geopfert, damit es werden konnte.

Nicht er selbst, ein Freund war zu ihr gekommen und hatte gesagt: Sie müssen ihn freigeben. Die Misere einer Hungerehe wäre der Tod seiner Kunst. Er leidet schon unter dem Druck der Kette, aber er hat nicht den Mut, es einzugestehen. Ich weiß, daß er verzweifelte Stunden hat um diese Jugendtorheit.

Sie hatte ihn freigegeben.

Und deshalb hatte sie Anteil an seinem Künstlertum. Sein Kunstwerk war die Wunderblüte, die aus der Asche ihres Opfers erstanden, aus ihrer verwarteten Jugend, ihrem ungelebten Frauenleben. Sie blickte auf das Bild mit etwas wie mütterlicher Zärtlichkeit. Sie hatte es mitgeschaffen.

Es überkam sie eine große, heilige Freude.

Es war, als ob ein Strahl des sommersonnigen, lebenswarmen Bildes auf sie gefallen wäre und sie mit dem Glanz des Glücks und einer neuen, schönen Jugend überzogen hätte.

Aber der Glanz kam nicht von außen, er kam aus ihr selbst.

Damals hatten sich wohl murrende und zweifelnde Stimmen in ihr erheben wollen: hatte sie das Opfer wirklich bringen müssen? Und — war es nicht vielleicht umsonst gebracht? —

Heute wußte sie, daß es nicht umsonst gebracht worden war. Strahlend und blühend und selig saß sie im Sonnenglanz der Ernte.

Und diesen Glanz trug sie mit fort, als sie ging. Sie war nicht mehr die linkische Aengstliche, sie schritt ruhig und sicher, wie jene Menschen, die ein wundervolles Erlebnis so ganz erfüllt, daß nichts von dem äußerlichen Getriebe umher sie stören, verwirren oder ängstigen kann.

Sie wußte: irgendwo in dieser großen Stadt wohnte auch er. Aber sie wünschte kein Wiedersehen.

Sie wußte ja, daß er ein großer Künstler geworden war.

Der Glanz eines unzerstörbaren Glückes lag auf ihren Zügen, als sie in die Nacht hineinfuhr, in das enge, kleine, blasse Leben zurück. Und ein Erntesonnenschein vergoldete das ganze, blasse, stille Leben.

Manchmal kommt's anders.

Mein Mädel und ich haben eine sinnige Methode herausgefunden, auf Stadtparkbänken und in Eisenbahncoupées allein zu bleiben.

Wir fangen nämlich, sobald sich jemand zu uns setzt, etwa folgendes Gespräch an:

„Vor drei Tagen waren wir noch beisammen und heute ist er schon tot."

„Ja, und vorige Woche hat er noch gesagt, er wolle sich impfen lassen."

„Ich werde das morgen tun. Man weiß nie...."

Neulich fahren wir wieder auf der Bahn. Steigt ein behaglicher Herr ein. Wir beginnen unser Gespräch wieder — er rührt sich nicht. Wir fangen zu schreien an — vielleicht ist er schwerhörig. Da wendet er sich und meint:

„Schauen Sie, man muß nicht so ängstlich sein. Ich war in Indien täglich in Berührung mit Pestkranken, und mir ist nichts geschehen. Der eine kriegt's eben und der andere nicht. Auch auf dem Schiff, mit dem ich gestern ankam...."

Diesmal stiegen wir aus.

Der Dackel.

Novelle von Joachim v. Dürow.

Der alte Pastor, der sie getraut, wollte behaupten, daß unter den vielen, die er für den Marsch durchs Leben zusammengegeben, kein zuversichtlich glücklicheres Paar gewesen sei als Marion und Fred. Marion war Freds erste Liebe, und sie war stolz darauf. Sie beunruhigten sich nicht darüber, daß an den Ort von Freds Wirkungskreis sich nach und nach etliche Verwandte ansiedelten. Sie waren mit zwei alten Dienstboten, Wilhelm und Regine, samt einem Dackel glücklich trotz dieser Verwandten; und das will schon etwas bedeuten. Kinder hatten sie fürs erste nicht, ohne daß dieses beunruhigend wirkte. Man war sich selbst vollständig genug. Wenn mal ein kleiner ehelicher Sturm die junge Frau ein klein wenig aus sich selbst herausbrachte: „Aber Marion, benimm dich doch", pflegte der Gatte zärtlich zu sagen, und: „Du küßtest mich, ich küßte dich".

Das konnte so nicht bleiben, das war die reine Unnatur, sagten die Verwandten. Und es blieb auch nicht so.

Nicht etwa, daß es sich allmählich eingeschlichen hätte; nein — es trat ein mit vollem Applomb. Fred hatte plötzlich entdeckt, daß es außer Marion noch andere Frauen, sagen wir ein anderes Weib gab; eins, dem alles an ihm entgegenstrebte an Augen und Sinnen. — Vielleicht hätte es sich, nachdem der Wahn verflogen, wieder zurechtgezogen zwischen ihm und Marion! Die lieben Verwandten aber wußten endlich, was ihres Amtes war. Man warnte und appellierte an ihren Stolz, machte ihre Ehre zu der Ehre der Familie.

Als zum erstenmal das Wort „Scheidung" gefallen war, erschrak Fred bis in die Tiefen seiner Seele. Sein junges, blumenhaftes Weib aufgeben für die andere? Daß sie für Fred nur ein Spielzeug war, daran hätte sich Marion in ihrem Innern halten können.

Als Fred zum letztenmal vor ihr stand: „Tue mir die Scheidung nicht an, Marion!" hatte sie ihn angesehen, als seien ihr andere Augen eingefügt; hatte eine Vase ergriffen und diese zur Erde geschleudert: „Kann das wieder ganz werden?"

Im Trotz war Fred fortgegangen, im Trotz hatte er die andere geheiratet und war mit ihr fortgezogen übers Wasser, wo sein Vater Plantagen besaß. Einmal noch hatte Marion gehört, daß die Frau dort gestorben sei.

Marion lebte in einer kleinen Villa, deren oberes Stockwerk eine Tante bewohnte, mit den zwei Alten, Wilhelm und Regine; nicht zu vergessen den Dackel. Diese drei Wesen hatten ihr in der ersten Zeit das Leben schwer genug gemacht; sie hingen an ihrem guten Herrn mit einer ganz unzeitgemäßen Hingabe, grollten Marion und waren schauderhaft nachtragend; insonderheit der Dackel.

Wochenlang saß er da, immer die Ohren nach hinten, und sah zum Fenster hinaus. Bei einem etwa „möglichen" Schritt auf der Treppe eilte er nach der Tür, machte den Kopf schief und trottete verdrossen in seinen Korb zurück.

So waren fünf Jahre hingegangen.

Es hatte Marion nicht an Bewerbern gefehlt; unter ihnen war ein Major. Wenn einer Chancen bei Marion gehabt hatte, so war es dieser Major.

Die junge Frau war mit Bekannten in einem Konzert gewesen. Als sie aus dem heißen, strahlend hellen Saal heraustrat, empfing sie ein Schneesturm. Alle Droschken waren vergriffen, und sie mußte froh sein, einen Platz in der Elektrischen zu bekommen.

Marion saß in der Ecke nach der Fahrtrichtung des Zuges. Sie sah, wie sich auf der Plattform bepelzte Gestalten aneinander drängten, ohne daß sie sich um die neu Einsteigenden gekümmert hätte. Ihre Hand stützte sich auf den Griff ihres Schirms. Plötzlich fühlte sie, daß auf diese Hand eine andere Hand sich legte in einem festen entschiedenen Zufassen. Als sie herumfuhr nach dem Menschen hin, der solches tat, sah sie in ein Paar dunkle, ernste Augen in einem blassen, ernsten Gesicht; Freds Augen!

„Um Gottes willen, lassen Sie meine Hand los; was wollen Sie von mir?!" flüsterte Marion auffahrend und darauf er, dicht an ihrem Ohr in dem alten Tonfall, der ihr den Herzschlag hemmte: „Aber Marion, benimm dich doch!"

Er sah die Zornesflamme, die über ihr Antlitz flog, und dann das tiefe Erblassen. Er ließ ihr Zeit, um das „steinerne Gesicht" zu komponieren, und sagte dann leise: „Bist du verheiratet?"

„Nein; aber ich werde es vermutlich bald sein!"

Der Schatten eines Lächelns glitt über sein müdes Gesicht.

„Wer ist der Mann, den du zu heiraten gedenkst?"

„Der Major von Steinberg".

„Und aus welchem Grunde gedenkst du ihn zu heiraten?"

„Aus Liebe — aus großer Liebe!"

Und dann er: „Laß das Lügen, Marion, es mißrät dir. Sind Wilhelm und Regine bei dir?"

„Ja".

„Lebt der Dackel noch?"

„Ja. Und er hat mir das Leben schwer genug gemacht, seitdem Sie — Gott sei Dank, hier ist meine Station", und dann, da auch er sich erhob, ihn anblitzend: „Machen Sie keine Anstalt, mich zu begleiten".

„Gestatten Sie mir, Sie nach Haus zu bringen, meine gnädigste Frau", sagte er plötzlich laut und in gänzlich verändertem Ton. „Es widerstreitet meinen Prinzipien, eine Dame um diese Zeit allein im Schneesturm gehn zu lassen".

Sie ging im Kampf gegen den Sturm, der ihr den Schirm aus der Hand reißen wollte und an ihrem Umhang zerrte; er etliche Schritte hinter ihr. Erst vor der Tür des Hauses drehte sie sich nach ihm um.

„Ich danke Ihnen für Ihr Geleite, bedaure, Sie nicht in mein Haus bitten zu können trotz des Unwetters. Ich nehme keine Herrenbesuche an und am allerwenigsten um diese Stunde. Gute Nacht!"

„Es hätte mich interessiert, zu wissen, gnädige Frau, ob der Dackel mich noch wiedererkennen würde!"

Das hätte Marion eigentlich auch gern gewußt, und überdem setzte der Sturm gerade zu neuem Toben ein. Irgendeinen Menschen da hinauszuschicken, ging gegen alle Barmherzigkeit.

Schweigend stiegen sie die Treppen hinan, standen dann beide einen Moment still wegen etwas, das sich aus dem Innern des Flurs hatte vernehmen lassen: ein kurzer, verlorener Blaff war abgegeben worden!

Kaum aber hatte man den Flur betreten, so erschallte ein wildes Getön, von dem man nicht wußte, ob es Bellen oder Heulen oder Winseln war. Es war geradezu ein Gefühlssturm, der über Fred hinfuhr; eine Wonne des Wiedererkennens über alles Erwarten hinaus. An ihm empor, hoch in die Luft ging der Sprung. Dazwischen ein paar Belle in irgendeine Ecke gesandt und dann wieder zurück zu Fred; auf den Stuhl, auf den Tisch; wildes Lecken über Wange und Ohr und dann plötzlich im Jubellaut.

Das Toben hatte den alten Diener herbeigeholt. Er ahnte, schlug sich auf die Lende, küßte Freds Hand, ließ eine Träne los, während er ihm den Paletot abzog, und stürzte zurück in die Küche: „Der Herr ist da, der Herr!"

„O Gottchen — o Gottchen!" Alles, was die alte Regine gerade in der Hand hatte, wurde irgendwohin gesetzt, und sie selbst flog in den Flur. Sie strich über Freds Rockärmel hin, sah ihm in die Augen, schüttelte den Kopf, weinte, lachte: „Unser Herr, unser Herr!"

Der Dackel aber, der irgendetwas von Fred haben mußte, ergriff dessen Mütze und stürmte mit ihr in den Salon.

Dieser Mütze mußte Fred nachgehn.

Von Marion war nichts zu erblicken. Ein mildes Licht lagerte über dem Zimmer. Leises Prasseln im Kamin und davor der alte Stuhl, in dem Fred so oft gesessen, sein junges Weib auf den Knien. Jedes Stück erkannte er wieder; dort der Schrank mit den Vögeln in Einlegearbeit. Das Perlmutterauge des Papageis, immer noch so rein leuchtend. Hier die zwei Delphine, auf ihren steil gehobenen Schwänzen die Platte mit dem vieux saxe tragend.

Ein leises Geräusch, und Marion trat ein. Sie trug noch das dunkelgrüne Samtkleid vom Konzert her; das graziöse Köpfchen aus einer Fülle gelblicher Spitzen hinausragend. Fred klopfte das Herz zum Zerspringen; nie war sie ihm so begehrenswert erschienen; nie so schön in ihrer ruhigen Anmut. Daß sie in ihrem Ankleidezimmer umhergerannt war mit gerungenen Händen, um den Aufruhr in ihrem Innern zu dämpfen, sah man ihr nicht an. Sie hatte die Initiative ergriffen; der Mann dort sollte ihr nur ein geduldeter Gast sein.

„Bitte, nehmen Sie eine Tasse Tee", sagte sie kühl und gleichmütig, und Fred folgte ihr in das Eßzimmer. Seine Hand strich über die bauchige Zuckerdose hin, seine Blicke überflogen den Tisch mit den ihm so wohlbekannten Dingen. Ueber seine Züge ging ein seltsames Zucken. Jetzt erst gewahrte Marion die feinen Falten um die tiefer liegenden Augen, den müden, schmerzlichen Zug um den Mund.

„O Fred!" hätte sie gern gesagt. „O Fred!" Statt dessen sagte sie kühl: „Ich habe gehört, daß Sie Ihre Frau verloren haben."

„Ja".

„Hatten Sie Kinder?"

„Eins. Doch auch dieses ist tot".

Dann sie leise: „Sind Sie sehr unglücklich?"

„Darüber, daß sie tot sind? Nein. Der Heimgang meiner Frau war die Erlösung für uns beide. Ich kann mitreden, wenn man eine unglückliche Ehe den Vorgeschmack der Hölle nennt. Ich glaube, es wird dort scharf mit Reue gefeuert".

Tiefes Schweigen. Dann Marion: „Was führte Sie nach Europa zurück?"

„Das Heimweh. Eine geradezu verzehrende Sehnsucht. Es ließ mich nicht, Marion, ich mußte dich noch einmal sehen! Meine Augen haben während des ganzen Konzerts nur auf dir geruht. Die Begegnung im Wagen war kein Zufall"; und dann unter zuckenden Lippen: „Marion, muß ich wieder gehen?"

„Nein, bleib!" schrie es förmlich in ihr. Das war jedoch eine Stimme, der sie nicht zu lauschen hatte. Was bedeutete es, daß die ganze, heiße Liebe wieder wach geworden war? Das, was dieser Mann ihr angetan, das war auch aufgewacht mit allem Stolz, mit allem Trotz! Sie wußte, daß sie die Liebe unterbekommen würde; nur daß sie zu dem großen Sieg ans Fenster trat und zu dem Schneesturm starrte, um Fred nicht anzusehen! Als es dann noch einmal erklang: „Muß ich gehen, Marion — muß ich?" kam es von ihren Lippen abgerundet und kalt: „Ja, gehen Sie!"

Eine trotzige Wendung des Mannes, ein hartes Auftreten und in der Stimme ein rauher Klang: „Vergeb dir Gott, du unversöhnliches Weib!" worauf die Hand sich nach der Mütze ausstreckte.

Ein Paar runde, braune Augen waren dem ganzen Vorgang gefolgt. In dem Moment, da Fred nach seiner Kopfbedeckung griff, wußte der Dackel alles.

Er sprang ab von dem Stuhl, auf dem er neben Fred gesessen hatte, trottete dem Korb zu, machte den langen Leib rund, ohne zu nesteln, und begann sofort zu schnarchen; keinen Blick hatte er für Fred.

Die Tür schloß sich hinter dem Mann.

An diese Tür aber eilte jemand, um mit stockendem Atem auf die Vorgänge im Flur zu lauschen. Jetzt nahm Fred seinen Paletot vom Riegel, fuhr vermutlich in den einen Rockärmel. Ehe er aber in den anderen gefahren war, ertönte aus dem Korb des Dackels tief einsetzend wie nie ein hohles, langgezogenes: Huu—u—hü—ü—ü—huuu".

„Um Gottes willen", sagte Marion und fuhr mit den Händen an die Ohren! Das ganze Elend jener Tage stand ja plötzlich vor ihr. Noch einmal sollte sie das alles durchkosten? Das Hundeelend und den eigenen Jammer? Der totgeglaubten Liebe sollte sie in die plötzlich wieder aufgeschlagenen, hellen Augen sehen, bloß um sie noch einmal zu begraben? Das ging über die Kraft!

In dem Moment, da Fred, zögernd, als warte er auf etwas, die Tür nach der Treppe öffnen wollte, tat sich langsam die des Zimmers auf.

Da stand Marion, blaß, bebend; um die Lippen ein Lächeln und in den Augen dicke Tränen.

„Fred!" sagte sie. „Fred" — und dann, da er auf sie zustürzte wie von Sinnen: „Ich — glaube — wir können es — dem Dackel — nicht antun!"

Zu höflich.

Ein Gelehrter, namens Dietrich, wurde vom König Friedrich zur Audienz befohlen. So groß sein Ruf, so klein die Gestalt des Mannes.

Dieses Männchen aber hatte keine blasse Ahnung von gesellschaftlichen Formen und hatte sich als verstaubter Gelehrter eine etwas komische Anrede zurechtgemacht, mit der er nun auch den König beglückte.

Sie lautete:

„Halber Gott, großer Friedrich!"

Der „große Friedrich" stutzte einen Augenblick.

„Ganzer Norr, kleiner Dietrich!" versetzte er sodann schlagfertig, womit die Audienz ihr Ende fand.